

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 197.

Samstag, 22. Juli

1933.

Als Ines aus Leningrad kam

Roman von Maria Renée Daumas

2. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Zu Hause erst und bei ruhiger Überlegung war ihm der Gedanke gekommen, daß sie seinen Entschluß, Deutschland zu verlassen und sich auf lange Zeit von ihr zu trennen, so gleichmütig hingenommen hatte, weil sie wahrscheinlich den anderen liebte — jenen Bertow —, der ihr Geschenke machte und durch seine Stellung als Nefse ihres Chefs täglich Gelegenheit hatte, sich ihr zu nähern und sie vielleicht so für sich zu gewinnen.

Hatte sie nicht ihn, Alfred Webner, seit langem glauben lassen, daß sie seine Werbung nicht nur gern sähe, nein, daß sie ihm auch zugetan sei? Hatte sie sich nun von ihm ab- und jenem anderen zugewandt?

Je mehr er darüber nachdachte, um so mehr wurde ihm diese Vermutung zur Gewißheit, und um so mehr setzten Jörn gegen die bisher Geliebte und Eifersucht gegen den vermeintlichen Nebenbuhler sich in ihm fest.

Gern hätte er ihr Bild aus seinem Herzen verbannt, hätte jeden Gedanken an sie vermieden, aber es war nicht möglich, denn Marianne war trotz allem ein liebes Geschöpfchen, seine Neigung zu ihr war zu stark gewesen, als daß er sie mit einem Male hätte vergessen können.

Aber froh war er, daß er jetzt diese Reise ins Ausland vorhatte; er hoffte, daß die neuen Eindrücke, die er empfangen würde, ihm über die Enttäuschung hinweghelfen würden.

Aber wiedersehen wollte er Marianne nicht mehr — ihr Anblick würde die Wunde von neuem zum Bluten bringen. So reiste er zehn Tage später von Stettin aus zu Schiff nach Leningrad ab.

+

Direktor Alexander Alexandrowitsch Skolanin saß in seinem Arbeitszimmer, damit beschäftigt, die Post, die vor einer Stunde gekommen war, durchzusehen.

Er riß einen Briefumschlag nach dem andern auf, übersflog den Inhalt und machte sich Notizen.

Ein halb ärgerlicher, halb sarkastischer Ausdruck lag dabei auf seinem Gesicht, als er sah, wie der Stift des Zensors in den einzelnen Briefen gewütet hatte. Besonders das Schreiben seines Freundes Michahelles war davon betroffen worden.

Zeichenlang war die Schrift unleserlich geworden. — Was mochte Michahelles geschrieben haben, das der Zensur als so staatsgefährlich ansah, daß russische Augen es nicht lesen durften? Es war doch eigentlich immer dasselbe: Die Bitte, eine Möglichkeit zu suchen, Ines herüberzuschaffen, — die Klage eines Vaters, der sein Kind lebendig verloren hatte, der Schmerz des Gatten, der die Trauer der Mutter um diesen Verlust seit Jahren unaufhörlich vor Augen hatte und trotz allen Opfern, die sein Reichthum ihm ermöglichte, doch nicht imstande war, Abhilfe zu schaffen.

Es liegt wie ein Schatten über unserer Ehe“, halte Michahelles dem Freunde geschrieben — „all unsere Lebensfreudigkeit leidet darunter, meine Schaffenskraft,

die Gesundheit meiner Frau, die Jugend der anderen Kinder. Gewiß Leonie ist ihnen eine gute Mutter, aber es ist, als tue sie nur ihre Pflicht, als habe sie all ihre Liebe bei diesem einen Kinde gelassen, das ihr verloren ist. Sie trägt Ines' Briefe beständig bei sich, ich finde sie oft darüber sitzen und ihre Augen sind dann vom Weinen gerötet. Die Briefe sagen ihr nicht genug, sie scheinen ihr kalt und unpersönlich — aber schließlich, was kann man von dem Mädchen anders verlangen, das in russischen Verhältnissen, in dem Grauen der Revolution aufgewachsen ist und seine Eltern gar nicht kennt! Meine Frau kann das nicht verstehen, — die Liebe der anderen Kinder, die sich oft nur scheu hervorwagt, fühlt sie kaum, ihre ganze fast krankhaft zu nennende Sehnsucht gehört dieser, wie es scheint, für ewig verlorenen Tochter.“

Direktor Skolanin legte seufzend den Brief beiseite. Wie gerne hätte er geholfen und war doch selbst nicht dazu imstande.

Auch er sah keine Möglichkeit, den Michahelles ihr Kind wiederzugeben, trotz seinen zahlreichen Verbindungen mit dem Auslande, seiner sehr angesehenen Stellung. Hier scheiterte auch seine Macht an den eisernen russischen Gesetzen.

Michahelles sowohl wie seiner Frau war, da sie damals bei Beginn des Krieges Rußland verlassen hatten, die Einreiseerlaubnis für immer glatt verweigert worden. Sie durften ihr Kind nicht besuchen. Daraufhin hatte Michahelles dem Staate eine Unsumme geboten, wenn man Ines gestatten würde, nach Deutschland zu reisen, — man hatte das Geld zurückgewiesen: Keine Frau dürfe Rußland verlassen, es sei denn als Gattin eines Ausländers.

Des öfteren schon hatte Direktor Skolanin Belgier, Dänen, Schweden, sogar Deutsche geschäftlich bei sich gesehen; aber alle waren verheiratet gewesen, der Gedanke, ihnen Ines, und sei es zu einer Scheinehe, anzuvertrauen, war eine Unmöglichkeit.

Und Skolanin wäre Michahelles so gerne gefällig gewesen. Er war vor dem Kriege dessen Nachbar gewesen, und während der wenigen Jahre ihrer Nachbarschaft hatte sich eine aufrichtige Freundschaft zwischen ihnen angebahnt. Nach dem Kriege hatte dann der Russe das Fabrikgrundstück, das von der Regierung beschlagnahmt worden war, von dieser käuflich erworben und zur Vergrößerung der eigenen Fabrik benutzt.

Grübelnd sah er eine lange Zeit über dem Briefe; plötzlich schien ihm ein Gedanke zu kommen, seine Züge hellten sich auf.

Wie wäre es mit dem jungen deutschen Ingenieur, den er mit vieler Mühe auf ein Jahr für seinen Geschäftsbetrieb verpflichtet hatte? Er war ja wohl ledig? Aber man konnte nicht wissen, ob er nicht vielleicht in seiner Heimat bereits gebunden war und die Zumutung energisch zurückweisen würde, ein ihm völlig fremdes

Russisches Mädchen zu seiner Frau zu machen, nur um ihr die Rückkehr zu ihrer Familie zu ermöglichen.

Jedenfalls wollte er es versuchen, mit ihm zu unterhandeln. Der junge Mann gefiel ihm und schien auch in seinem Fach äußerst tüchtig zu sein. Und da Alexander Drowitsch ein smarter Geschäftsmann war, der gerade auf sein Ziel loszugehen pflegte, so lud er ihn schon für den nächsten Tag zu sich und trug ihm knapp und klar sein Anliegen vor.

Alfred Webner war erstaunt, ja bestürzt. Seiner geraden, ehrlichen, ein wenig nüchternen Art lag ein derart romantisches, ja abenteuerliches Spiel nicht. Was sollte er mit einer ihm fremden, gänzlich ungeliebten Frau, selbst wenn er ein großes Vermögen mit ihr zugleich erbielt?

Dazu kam, daß er eben Marianne, die böse Marianne, nicht vergessen konnte. Lieber hätte er mit der in kleinen bescheidenen Verhältnissen gelebt, als mit einer anderen Wohlleben und Reichtum geteilt.

Aber war ihm denn Marianne nicht sowieso verloren? War sie nicht bereits das Eigentum jenes anderen?

Aber . . . wenn er jetzt auf den sonderbaren Vorschlag seines Chefs einging, so konnte er wahrscheinlich Rußland früher verlassen, als es vorgesehen war, das heißt, ehe die Frist abgelaufen war, für welche er sich verpflichtet hatte; und das war vielleicht das Beste, was er an der ganzen Sache; denn Rußland und die russischen Verhältnisse mißfielen ihm so gründlich, daß er es schon öfters berout hatte, hierher gekommen zu sein.

Skolanin betrachtete ihn besorgt.

Wahrscheinlich war auch dieser Versuch, seinem Freunde zu helfen, wie schon so viele andere vorher, vergeblich. Auch dieser junge Mann würde irgendeinen Grund finden, den für ihn gewiß sehr vorteilhaften Vorschlag abzulehnen, und wieder mußte er dann dem Freunde negativen Bescheid senden.

Da sagte Alfred Webner in seiner etwas bedächtigen Art:

Ihr Vorschlag überrascht mich, wie Sie sich wohl denken können, und ich müßte mir zum mindesten einige Tage Bedenkzeit ausbitten, ehe ich mich endgültig für eine Annahme entscheide."

Skolanin war freudig überrascht.

Wäre es möglich? Dieser sagte nicht von vornherein nein, er sei anderweitig verpflichtet; er erwog die Möglichkeit, Ines Michahelles zu heiraten und ihr so einen Weg in die Freiheit zu bahnen?

Er wollte das Eisen schmieden, solange es warm war, und mit beredten Worten schilderte er dem jungen Manne die Vorteile, die sich ihm böten, wenn er das Anerbieten annähme und Michahelles' Schwiegersohn würde. Er schilderte die Vorzüge des Mädchens, das jung, schön und eigentlich ganz deutsch erzogen sei; es lebe bei seinen Pflegeeltern, und die Pflegemutter, die ehemalige Kinderpflegerin, sei eine Deutsche, die einen Russen geheiratet habe.

Alfred Webner hörte kaum hin; die Frau war ihm gleichgültig, er dachte an Marianne.

„Und würde die Annahme dieses Vorschlages meine Verpflichtungen hier bei Ihnen lösen, das heißt, könnte ich, ohne kontraktbrüchig zu werden, sogleich nach Deutschland zurückkehren?“

Skolanin dachte einige Augenblicke nach.

Das also war es, was Alfred Webner die Sache annehmbar zu machen schien! Er wollte fort von hier, ihm gefiel das freudlose russische Leben, das jetzt nur noch Arbeit kannte, nicht!

Diese Auffassung verdroß ihn ein wenig, aber konnte man es einem Menschen, der die Schrecken der russischen Revolution, dieses beständige Leben unter dem Beil, nicht mitgemacht hatte, verdenken, wenn ihm diese Krisenzeit, die ihm, Skolanin, schon ein Fortschritt und eine Erleichterung schien, fürchterlich dünkte?

Schlamm würde es für ihn sein, wenn er diesen Mitarbeiter, den er mit vieler Mühe und großen Geldopfern erworben hatte, so rasch verlieren sollte. Aber andererseits, — wenn er dadurch seinem Freunde Michahelles den gewünschten Dienst erweisen, ihm sein

Familienglück retten konnte, so wollte er allen kleinsten Egoismus beiseite lassen und das Opfer bringen. Vielleicht würde es sich früher oder später verlohnen, und vielleicht gelang es ihm auch bald wieder, einen anderen deutschen Ingenieur aufzutreiben, der bereit war, ein Jahr in russische Verbannung zu gehen.

Darum sagte er: „An dem Tage, an dem Sie Ines Michahelles heiraten, sind Sie Ihrer Verpflichtung hier ledig!“

Alfred Webner schritt, in tiefe Gedanken versunken, seinem Junggesellenbett zu, das ihm von der Verwaltung der Fabrik leidlich nett eingerichtet worden war. Da es ein geselliges Leben kaum gab, hatte man ihn, um ihm die Stellung schmachhaft oder auch nur erträglich zu machen, mit einer Menge guter Bücher versorgt. Aber er konnte heute nicht lesen; ruhelos wanderte er in seinem Arbeitszimmer hin und her. Der Vorschlag Skolanins beschäftigte ihn unablässig.

Wenn er Marianne vielleicht doch falsch beurteilt hatte; wenn sie nur zu stolz gewesen war, zu zeigen, daß seine Abreise ihr wehe tat! Warum hatte er in all dieser Zeit nicht ein einziges Mal geschrieben? Müßte sie nicht, wenn sie ihm wirklich zugetan war, an ihm zweifeln. Oder müßte nicht ihre beginnende Liebe durch den Verdruß des unablässigen Wartens auf ein Lebenszeichen von ihm vielleicht wieder ersterben?

Durch die Länge der Zeit und die räumliche Entfernung beeinflusst, schien ihm die Enttäuschung, die er bei ihrem letzten Zusammensein empfunden hatte, weniger schmerzlich; er war vielleicht überempfindlich gewesen, hatte Gespenster gesehen, wo keine waren, warum sollte sich ein so hübsches Mädchen wie Marianne nicht ein wenig den Hof machen lassen! Er war ja noch nicht ihr erklärter Verlobter gewesen, warum hatte er in dem anderen gleich den glücklicheren Nebenbuhler gesehen? Nachdem sie ihm, Alfred Webner, so oft Zeichen ihres Vertrauens und ihrer Zuneigung gegeben hatte, wenn sie es auch oft hinter kindlichem Getändel verborgen hatte. Aber gerade ihre Kindlichkeit hatte ihn ja immer so sehr entzückt.

Er kam sich plötzlich Marianne gegenüber schuldbehaftet vor; er hatte die Rollen, fast ohne es zu merken, vertauscht, weil er mit einem Male glaubte, was er so gerne glauben wollte, und, von dieser Stimme getrieben, setzte er sich an den Schreibtisch und begann einen Brief an Marianne Reichardt:

„Meine Liebe Marianne!“

Wie soll ich es anfangen, mich bei Ihnen zu entschuldigen, daß ich solange nichts von mir hören ließ. Ich will nicht sagen, daß ich allzuviel Arbeit hatte und keine Zeit zum Schreiben fand; das wäre nicht die Wahrheit. Aber ich fand einfach nach unserer letzten Unterredung, in der Sie mich so schwer enttäuschten, — ich gestehe Ihnen das ganz offen, — nicht die Worte, Ihnen das zu sagen, was ich auf dem Herzen hatte.

Heute aber möchte ich, auf die Freundschaft, die uns verband, pochend, Sie, liebste Marianne, wiederum um einen Rat bitten. Werden Sie mich wieder enttäuschen? Man hat mir hier angeboten, ein sehr reiches Mädchen zu heiraten, und, nun staunen Sie, einzig und allein zu dem Zweck, sie aus Rußland hinauszubringen, denn keine Frau darf Rußland sonst verlassen, es sei denn als Gattin eines Ausländers. Was soll ich tun, Marianne? Soll ich das Angebot annehmen? Ich liebe die Frau nicht, ich kenne sie nicht einmal. Oder raten Sie mir, das Angebot abzulehnen, und welche Hoffnungen geben Sie mir? Senden Sie mir bald Nachricht, und denken Sie daran, daß, wie Ihre Antwort sein wird, meine Entscheidung hier fallen wird. Alles hängt nun von Ihnen ab, Marianne.

Ich küsse Ihre Hände

Ihr Alfred Webner.“

Dieses Schreiben gab er einem Boten, der über die Grenze fuhr, mit, und ließ es dort in einen Briefkasten stecken. (Fortsetzung folgt.)

Des Magisters Gold.

Stizze von Gräfin Astryk-Amade.

Fleißig rührte Messer Giorgio die pechartige Flüssigkeit. Mit neugierigen Augen glogte sein Famulus darein. An der Oberflache zerplatzten gelbliche Blasen.

„Gold — Gold!“ schlug Giorgios Herz. Dort leuchtete, dort prasselte all' seine Hoffnung, all' seine Liebe, der ganze Inhalt seines Lebens. Seit vielen Jahren warf er alles in den Kessel, aus dem die Menschen das Gluck zu schöpfen hofften. Nur eine Wand trennte von der alten gichtgeplagten Haushälterin, die das Essen rührte. Dies oder jenes fehlte, da der Magister alles auf den Teufelsbräu vergeudete. Margareta schlug das Kreuz. Dann fing sie laut zu fluchen an.

Von außen ertönte ein energisches Klopfen. „Auf Jupiter, wer bist Du?“ schrie die Alte zänktlich.

Doch schlürfte sie zur Tür. Dort stand der Stadtdiener. In der Hand ein amtlisches, versiegeltes Schreiben. „Rufe Deinen Gebieter, Mutter!“

Margareta umkreiste hinten das Haus. Nach einigen Minuten erschien die schlante Gestalt des Magisters im Hofe. Der Amtsdienner staunte. Die anderen Alchimisten waren so alt und gebeugt, während dieser kaum ein Bierziger zu sein schien. Giorgio nahm die Schrift. Er las sie öfters durch: In Padura starb seine verwitwete Waise und hinterließ ihm testamentarisch ihre einzige Tochter, die vierzehnjährige Antonietta. Das herzogliche Gericht ernannte ihn zum Vormund, später zum Gatten, falls sich kein besserer Freier einfinden würde. Corvo die Baccho! Von selber würde er ja nie heiraten. Mit vergrämtem Gesicht steckte er die Schrift in seinen Gürtel. 14 Jahre zu 40!

„Erheben Sie keinen Widerspruch, Magister?“ hörte er die Stimme des Amtsdienners.

„Nein“, antwortete Giorgio ruhig.

Das Mädchen kam nach einem Monat. Antonietta war ein blaßes, mageres Mädchen. Sie sprach wenig, umso mehr konnte sie furchtsam in die Welt blicken. Solange die alte Margareta lebte, ging alles gut: Ein Tag folgte dem anderen, als ob die Zeit ineinander fließen würde.

Die gelben Blasen taten sich nicht zu Gold zusammen. Doch dort knisterte und brodelte im Kessel die Hoffnung, die Giorgios Leben erfüllte und ihn glücklich machte. Der Magister gewahrte es gar nicht, daß sein Altersgenosse und Rival Magister Enrico öfters in neuem Gewande, mit lächelndem Antlitz, vor dem Hause auf und ab spazierte.

Die Nachbarn verrieten Margareta, daß Enrico das Geheimnis des Goldmachens gefunden habe. Die Alte gab diese Gerüchte nicht weiter, da sie gerade zu dieser Zeit bettlägerig wurde und nie mehr aufstand.

Der Tod der alten Haushälterin rüttelte Giorgio aus seinem glücklichen Traum auf. Was wird nun? Der stumme Famulus riß seinen Mund noch dünner auf als gewöhnlich. Giorgio schlachtete zu seinem Kessel. Gegen Abend blickte er doch in die Küche. Dort rührte Antonietta die Suppe im Napf, als ob nichts geschehen wäre. Sie blies die Glut, schnitt noch einige Scheiben von der Zwiebel. Freudig klopfte das Herz des Magisters, er würde also doch ein Nachtmahl bekommen. Zuerst durchslog ihn, allerdings mit sehr raschen Flügeln, der Gedanke, daß im Küchentopf schneller die Wahrheit koche als im Kessel der Alchimisten. Am Boden seiner eisernen Truhe ruhten noch einige Goldstücke, der tägliche Rest der väterlichen Erbschaft. Ja, wenn der kleine Weingarten mit den wenigen Morgen Land nicht wäre, hätte er nichts zu verzehren. Am Sonntag bereitete ihm Antonietta einen großartigen Pomigutchen. Doch war Giorgio eben schlecht gelaunt, da ihm gerade an diesem Tage zu Ohren kam, daß sein Rivale das große Geheimnis ergründet habe. Auch heute mittag spazierte Enrico stolz vorüber und begrüßte ihn mit hochmütigem Lächeln. Der Ehrgeiz quälte Giorgio.

Nur um etwas zu sagen, lobte er den Kuchen.

Antonietta antwortete mit einem Lächeln, ihrer Gewohnheit gemäß schwieg sie während der Mahlzeiten. Eines Abends aber sprach sie: „Den Sohn des alten Battista erhob der Herzog zum Marquis.“

„Den Sohn des Bauern?“ rief Giorgio erstaunt. „Ja, ja, ich weiß, er hat sich bei den Edeln auszeichnet, wurde Liebling Sforzas, ist ein tapferer, kräftiger Kerl. Der Mensch erreicht eben mehr durch Kraft als durch Verstand.“ Giorgio sann über die Ungerechtigkeit des Lebens nach.

Nach kurzer Zeit weidete eine Ziege im Hof. Es gab nun Milch zum Frühstück und weißes Brot. Umsonst spähten die Nachbarn — alles ging in Ordnung im Hause Giorgios — auch sittlich, wie dies einkehrende Ordensbrüder bestätigten.

Jeden Sonntag ging Giorgio mit seiner Nichte zur Messe. Doch auch die Neugierigsten konnten keinen Liebesblick erfassen. Nun erhielt Antonietta Formen und galt als hübsch. Enrico bewunderte sie. Der tospielige Lebenswandel Enrico's schien die über ihn verstreuten Nachrichten zu bewahrheiten.

Nach einer durchwachten Nacht suchte Giorgio seinen Rivalen auf. Er bot ihm den Rest seiner Goldstücke und die Hälfte des zu ge-

winnenden Goldes, wenn Enrico ihn zum Mitwisser des großen Geheimnisses machte.

Enrico begab sich mit hochmütigem Lächeln zu seiner Truhe, öffnete sie stolz. „Sieh her, alles mein Erzeugnis!“

„Sogar das Bild des Herzogs ist darauf“, staunte Giorgio. Enrico lächelte schlau. „Ich brauche Dein Gold nicht. Gib mir Antonietta!“

Giorgio antwortete nicht gleich. „Ich werde mit Antonietta reden. Wenn sie einwilligt, so ist es mir recht.“

Glücklich umarmte Enrico seinen Rivale. „Das Geheimnis gehört Dir.“

Einen gewissen Druck verspürte Giorgio in seiner Herzgegend. Dies verursachte, daß er sich nicht so ausgelassen über die Erfüllung seines Wunsches freute. Antonietta meßte bei seiner Heimkehr gerade die Ziege. Ohne Zögern trug er ihr Enrico's Wunsch vor. Bläß hörte sie ihm zu, dann winkte sie: „Nein. Ich verlasse Dich nicht, Giorgio.“

Daraufhin erklärte er ihr, welcher großen Preis man für sie gäbe. Er schilberte in glänzenden Worten, wie reich sie alle dadurch würden und das Mädchen in goldgestickten Kleidern einher gehen könne, gleich einer Gräfin. Antonietta schien an etwas gedacht zu haben, da sie bejahend nickte. Sie vereinbarten, daß sie vorläufig als Gast zu Enrico gehe.

Es vergingen zwei Tage; Giorgio hodte mit gesenktem Haupt auf dem Küchenschemel. Kleinerer Regen fiel, der Sturm segte durch die Gassen, das kleine Tor erzitterte öfters. Plötzlich schwang der Klopfer laut. Giorgio öffnete selbst. Vor ihm auf der Schwelle stand Antonietta. Ihr Haar hing feucht in ihr Antlitz, ihr Hemd leuchte an ihrer rosigen Haut, ihr Auge erglänzte im Feuer, von ihren Lippen quollen die Worte: „Enrico ist ein Betrüger. Nie erfannd er das Geheimnis der Goldherzeugung. Er hat wohl etwas Geld, das ist wahr. Doch dies erbte er von einer Tante.“ Giorgio wußte selbst nicht, wie es kam: Er hob Antonietta auf und trug sie in die Küche. Dort trocknete er mit seinen Händen ihr Haar. Jetzt erst gewahrte er, was die stumme Antonietta für ihn bedeutete. Glücklich umarmte sie mit ihren runden Armen den Hals Giorgios und drückte ihr Haupt an seine Schulter. „Nie gehe ich von Dir, Giorgio!“

Der Magister fürchtete, daß Enrico sie rauben wolle. Er heiratete sie in der kürzesten Frist.

„Ich habe das Gold schon gefunden“, sprach Giorgio nach seiner Hochzeit lächelnd zu Enrico.

Wie es schien, entsiegelten die Aufregungen der letzten Tage Antoniettas Zunge. „Wenn Du auf mich hörst, wirst Du das Geheimnis des Goldherzeugens finden“, sagte sie geheimnisvoll. „Erinnerst Du Dich, daß der Herzog den Sohn des Bauern zum Marquis erhob? Also nicht die Ahnenkette machte ihn adelig, sondern die Schrift des Herzogs. Warum konnte der Herzog das Papier nicht zu Gold ernennen?“ Giorgio lachte herzlich über Antoniettas Einfall.

„Es ist nichts zu lachen, Liebster. Wenn das Aderland im Gold Pfah hat, kann man auch vom Papier annehmen, daß es Gold sei.“

Die Schatzkammer des Herzogs war arm an Goldstücken. Giorgio selbst trug dem Herzog Antoniettas Plan vor. Selbstbewußt schlug sich der Herzog auf die Brust. „Natürlich, daß ich das Papier zu Gold ernennen kann, wenn die Welt den Sohn des Bauern als Marquis anerkennt.“

Die höchsten Würdenträger versammelten sich, Giorgio diktierte den Plan: Das Arar zahlt im Lande alles mit Papier. Es werden Banknoten gedruckt; auf jeder wird der Goldwert eingepreßt. Jeder habe das Recht, das Papier auf Gold umzutauschen. Gold zahle das Arar nur den Edelnern.

Anfangs empfing das Volk nur unwillig das Papier, später gewöhnte es sich daran, da es nicht joviell Platz einnahm und bei Reisen leichter vor den Räubern zu bewahren war. Man kaufte die Waren der Händler und die Rohprodukte der Bauern auf und zahlte mit Papier. Alles wurde ins Ausland verkauft, das in Gold zahlte. Das Land blühte auf. Giorgio und Antonietta bezogen einen Palaß und lebten bis zu ihrem Lebensende in Wohlstand.

Sie wurden mit Enrico gut Freund. „Was sagst Du, Enrico, daß weder Du noch ich, sondern Antonietta das Geheimnis der Goldmacherkunst entdeckte?“

Ein Grammophon und acht Janmaaten.

Von Eugen Mathy.

Diese kleine Geschichte spielt auf einem Segelschiff. Aber von Sturm, Schiffbruch und derlei Dingen, die nur für den Leser romantisch sind, ist nicht die Rede. Das mag enttäuschen, ist aber nun mal so. Auch Haifische und palmwedelnde Inseln hat's nicht. — Ein nüchternes, graugemaltes Bollschiff, und eine völlig ereignislose Ausreise aus Sam-

burg. Ohne was erlebt zu haben, waren wir bis in die Gegend gekommen, wo man die Strümpfe fortläßt und das wollene Halstuch in die Seefüste packt. So bei den Kanarischen Inseln etwa.

Wir saßen abends mit beiden Wachen zusammen. Unsere Gedanken waren noch auf der Keeserbahn, in unseren Ohren klangen noch die Orchestrions von Sankt Pauli. Draußen war blaueschwarze Tropennacht und der Passat wolte in der Takelage. Und doch war da plötzlich etwas in unseren Ohren! Wir spitzten! . . . Rumms, da standen wir schon alle an Deck. Musik! . . .

. . . die Kirchen in Nahachbars Garten,

. . . die Schmieden so süß und mild! —

Junge, Junge! — Wir schlenberten nach hinten, passierten den Großmast, wo eigentlich unsere Gerechtfame aufhörte und saßen mäuschenstill auf der Achterlute. Nur die Pfeifen glockten und schloteten Aufruhr!

Nach den milden Kirchen kam der Radehly-Marsch. Unsere Pantinen klappten Takt gegen hornige Fußsohlen. Dann der „Graf von Luxemburg“, „Mädel klein, Mädel fein“ — schön schmalzig, das war gerade der letzte Schrei auf Sankt Pauli gewesen. . . . Hier waren wir, mitten im Atlantik — und aus dem hellen Bullauge beim ersten Steuermann geigte und schluchzte es, daß uns warm ums Herz wurde.

Heute sind Grammophon oder Radio so selbstverständlich, daß man mich vielleicht gar nicht versteht, wenn ich daraus eine Geschichte auf die Beine stellen will. Aber ein Grammophon damals . . . und denn noch auf einem Segelschiff, das war Vermessenheit. . . . Wir saßen immer noch auf der Lute, das Bullauge war schon längst dunkel, als wir nach vorn gingen. Der „Obersteiger“ dudelte noch in unseren Ohren.

Was eine richtige Crew auf einem Segelschiff ist — also wir waren zu acht — fast alle Hamburger Buttjes, — Jungen und Leichtmatrosen zählten in jenen Tagen ja noch nicht mit und hatten keine Stimme im Rat der Männer. Dieser Männerrat tagte denn auch schon beim nächsten Wachwechsel. Und am Abend darauf, — das Grammophon spielte gerade das Schautelied, klopfte ich beim Steuermann an. Als Sprecher, als Beauftragter des Schiffsvolls.

Der Blondbärtige saß ganz versunken auf dem winzigen Sofa. Seine dicken Daumen in den ledernen Hosenträgern betrachtete er tiefinnig seine wollenen Socken. — „Hee, dai do ich nich, min Grammophon bliwvt hier!“ — Abbruch der Verhandlung! Ich schielte noch schnell nach seinem Tisch. Da stand es. Ein großer Kasten, der hellgrüne Trichter leuchtete, wie der Kelch einer tropischen Märchenblume. Das Auge stolperte direkt über dies sekrende Ding in der Kammer des ersten Steuermanns. Dies hier war die neue Zeit.

Ich kam nach vorn; mir war zu Mute, wie einem Diplomaten, dessen Mission fehlgeschlagen war. Wie zum Hohn spielte die Musikbox „Hoch Habsburg“. — Wieder Rat der Männer. Und wieder stand ich, jetzt aber mit zwei meiner Maller, zwischen Tür und Angel beim Ersten. Dann nochmal einige Abende später. Da hatten wir es. Richtig erhandelt für 120 Mark. Seepreis! Zahlbar nach Antunft Hamburg oder sonstwo. Reklamationen ausgeschlossen! — Was war uns schon Geld! Wir wollten das Grammophon, wollten unser eigenes Programm haben, so wie uns die Lust judte! . . . So kam das Grammophon aus der Steuer-mannskammer ins Matrosenlogis.

Da stand er nun auf unserem Tisch. Ein gelbbrauner Blechkasten, gemalert wie eine Zigarrentiste aus Zedernholz, mit weißen Kanten. Sogar „Colorado claro“ stand an den Seiten. — In den 120 Mark waren einbegriffen: einige zwanzig Platten, ein weicher Pinsel und eine Schachtel mit Nadeln.

Es war durchaus eine sakrale Handlung, als der älteste von uns, der Bordschmied, der „Meister“, die erste Platte auflegte. Ganz zärtlich verfuhr seine groben Hände, fast liebevoll. Wir saßen derweil auf unseren Seelisten, dankbares Auditorium mit Besitzfreunden im Herzen. . . . Platte nach Platte lief, Wache und Freiwache im Genuß vereint. Sogar der Koch scheuerte sich in der Tür herum, obgleich er sonst gar nicht so viel übrig hatte für uns vorm Mast. Aber Musik verdöhnt. Auch der Passat achtete unseren Kunststun und gönnte uns Ruhe.

Das Grammophon spielte. Spielte tags und spielte nachts, alle Platten der Reihe nach herunter und dann wieder von vorn. Sonntags wurde es auf die Vorlute geholt. — Hein und Willi hatten mal einen Seiptänzer gehört

und gesehen, betrommelten nun mit ihren Pantoffeln das Deck und nannten es Steptanz. Man ging doch mit der Zeit, nicht wahr!

So ganz allmählich verlor aber die einst so heiß begehrte Musikbox denn doch den Reiz der Neuheit. Das Aufdrehen war schon kein Privileg Seebefahrerer Männer mehr, selbst Moses aus Brunsbüttel durfte es schon. Dafür spielte er ewig sein Lieblingslied „Gold und Silber“.

Aus den Kalmen waren wir heraus, hatten den Südost-Passat und Kap der guten Hoffnung hinter uns. Waren tief in südlichen Breiten, wo harte Weststürme unseren Segler nach Australien jagten. Ölzeug und Seetiefel gehörten zum täglichen Hartbrot. Das Grammophon spielte noch, hin und wieder einmal. Es hing jetzt in einem Stropp senkrecht von der Decke unseres Logis herunter. Das Schiff mochte rollen so viel es wollte, unser Hundertzwanzig-Marks-Spaß pendelte hin und her, hin und her, und spielte munter weiter. Auch die Brecher an Deck störten es nicht.

Bis eines Morgens, — wir hatten gerade blauen Heinrich mit Sirup zum Frühstück gehabt, — ja, da sagte es knaz! Mitten in den Dollarpinzessinnen blieb es stehen. Zureden und klopfen half auch nichts. Es schwieg. — Nachmittags kam der Meister, machte ein wichtiges Gesicht und schraubte die schöne Zedernholzliste auf. Da lag die gebrochene Feder, wie ein großes Ammonshorn. Eingebettet in feine, graue Späne! — Wir muhten feststellen, daß auch die Zahnräder nur noch abgeschliffene, kleine Stummel waren. Es war billigster Guß. Zahrmartware. —

Nun, wir haben die stählerne Feder mit großer Mühe verkürzt und wieder eingesetzt, und wenn einer dauernd kurbelte, spielte es sogar. Aber es war Quälerei. Wir wußten, daß die Eingeweide kein Seelüchtigkeits-Attest mehr verdienten.

In Adelaide war wieder Rat der Männer. Am Abend gingen Max und ich an Land, Max aus Döselgönne. Unterm Arm unser Grammophon und die Platten. — Für die 5 Schilling vom Althändler haben wir Zigaretten gekauft und unter uns acht Aktionären verteilt. So wie man Dividende verteilt.

Woh den Pinsel haben wir behalten, um auf der Heimreise unsere grünen Seelisten damit zu streichen. — Und eine ungetrübte Erinnerung an das gute, alte Grammophon.

Welt u. Wissen

Wo es kälter als am Pol ist. Große Schwierigkeiten infolge der starken Kälte hatte die Britische Polarjahr-Expedition zu überwinden, nachdem sie sich an einer der kältesten Stellen der Erde, bei dem kanadischen Fort Rae, zur Überwinterung einquartiert hatte. Nach einem Bericht, den der Leiter Stagg dem britischen Luft-Ministerium erstattet hat, geriet bei einer Kälte von 40 Grad das Dach der Hütte in Brand, in der sie wohnten. Durch den Wind stärker entfacht, schlugen die Flammen hoch empor, und die rasch herbeieilenden Händler und Indianer sahen sich zuerst vergebens nach Wasser um, da ringsum alles von Eis starre. Es mußte erst ein Loch in das Eis eines nahegelegenen Baches geschlagen werden, und dann bildete sich eine Kette, die sich die Eimer von dem Eisloch bis zur Hütte hin zureichte. Auf diese Weise gelang es schließlich, den Brand zu löschen. Alle Uhren der Expedition, deren richtiger Gang für die anzustellenden Beobachtungen unbedingt notwendig war, streiften infolge der Kälte, und sie konnten erst wieder in Gang gebracht werden, nachdem sie völlig auseinandergenommen und alles Öl aus ihnen entfernt war. Eine andere Schwierigkeit war die Wirkung der Kälte auf die Feder, die an den Registrierungs-Apparaten die Kurven aufzeichnet. Alte Federn und neue Federn, Federn, die in Wolle eingewickelt waren, die verschiedensten Arten von Linte und noch vieles andere wurden erprobt, ohne daß ein richtiges Funktionieren erzielt werden konnte. Langer Mühen bedurfte es auch, bis man die Indianer so weit unterrichtet hatte, daß sie die Registrierballons, die in einem Umkreis von 200 Kilometer niedergingen, abliefern. Als ihnen hohe Belohnungen dafür versprochen wurden, lernten sie allmählich, die Ballons sorgfältig zu behandeln. Kostbare photographische Platten mit Aufnahmen des Nordlichtes wurden von Ratten zerfressen, die an der darauf befindlichen Gelatine Geschmack gefunden hatten. Trotz aller dieser Hindernisse und der ungeheuren Kälte wurden aber doch die Messungen und Beobachtungen regelmäßig durchgeführt, und die sechs Mitglieder der Expedition befinden sich bei bester Gesundheit. B.